Was macht Arbeit so wertvoll, dass sie mit Geld aufgewogen wird?

Die Definition von Erwerbsarbeit ist der Willkür des Marktes unterworfen / Uwe Becker über eine Ungerechtigkeit

(Bilder: Werner Bachmeier, dpa)

Im Zuge der Debatte über die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen gerät ein Aspekt in der Debatte immer noch viel zur kurz: Was ist überhaupt Arbeit, welche Arbeit wird bezahlt und warum andere nicht. Mit diesen grundsätzlichen sozialethischen Fragen hat sich Uwe Becker vom „Projekt Arbeit: Leben: Zeit — Forum von Kirche und Gewerkschaft" der Hans-Böckler-Stiftung befasst. Wir dokumentieren seinen Vortrag in einer gekürzten Fassung und starten damit eine Serie zum Wandel von Arbeit, Berufsbildern und Produktionsmodellen.

1. Was die Arbeit zur Arbeit macht

1. 1. Arbeit ist mehr als Erwerbsarbeit

Während der Vorbereitung für einen Vortrag saß ich wie gewohnt in meinem Wuppertaler Arbeitszimmer. Mit bemühter Kreativität schaute ich aus meinem Fenster, möglicherweise in der Hoffnung, bei jenem Weitblick die Gedanken zu finden, die sich nicht so recht einstellen wollten. Der Blick auf die am Haus vorbeiführende Straße fiel dabei auf eine junge Frau, die, bepackt mit zwei schweren Aldi-Tüten, einen Kinderwagen mit einem etwa einjährigen Kind vor sich herschob. So weit jene banale Alltagserfahrung.

Vergleicht man beide Situationen unter den Begrifflichkeiten gegenwärtiger ökonimischer Definition, so lässt sich sagen: Die Suche nach Gedanken, die Vortragsvorbereitung in hauseigener Atmosphäre, die weitreichende Möglichkeit selbstbestimmter Regulierung der dazu erforderlichen Zeit — all das ist eingebettet in eine nach A 14 bezahlte Erwerbsarbeit im Sinne eines öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses. Mit anderen Worten: Dies ist in unserer Gesellschaft definiert als Arbeit. Die körperlich schwere Arbeit jener Frau, Sinnbild der Versorgung des Haushaltes, der Betreuung und Erziehung der Kinder — das alles ist mühevolle, aber per definitionem mit nichts bezahlte sog. Freizeit.

Vor einigen Wochen starb in unserer Nachbarschaft eine Mutter von drei Kindern plötzlich, unerwartet und für die Familie mit abgrundtiefer Trauer verbunden. In der Hoffnung, dass in dieser Situation eine flankierende staatliche Leistung zu erwarten ist, machte ich mich auf Ämterwegen kundig unter dem Stichwort: Waisenrente. Die diesbezügliche Auskunft war erschreckend: Die Bemessungsgrundlage für einen Waisenrentenanspruch ist der Nachweis von mindestens fünf sozialversicherungspflichtigen Erwerbsjahren des verstorbenen Elternteils. Die beiden jüngsten Kinder (jeweils nach 1992 geboren) vermitteln einen Bemessungsanspruch von jeweils drei Jahren, das älteste Kind, vor 1992 geboren, von lediglich einem Jahr, summa summarum stehen sieben Jahre als Bemessungsgrundlage des Rentenanspruchs zur Verfügung. Von diesem Rentenanspruch, der etwa zwischen 300 bis 400 DM liegt, wird die noch niedriger liegende Erwerbsunfähigkeitsrente zur Grundlage genommen, um davon jeweils 10% als Waisenrente pro Kind auszubezahlen, also etwa 30 DM monatlich pro Kind.

Knapp 100 DM beträgt demnach die Zahlung für eine Arbeitsleistung im familialen und reproduktiven Bereich, die nunmehr — ohnedies brutal genug — wegfällt. Knapp 100 DM ist umgerechnet dem Staat die 50- bis 60-stündige Arbeitsleistung jener Mutter wert, die nun — soweit das überhaupt geht — ersetzt werden muss durch eine Haushaltskraft, bezahlt vom Einkommen des Familienvaters.

1. 2. Arbeit und Erwerbsarbeit, ein feiner Unterschied

Kommen wir nach diesem Erfahrungsausschnitt zu einer ersten systematischen Annäherung an unser Thema:

Arbeit ist — wie auch das Konsultationspapier der beiden großen Kirchen betont — mehr als Erwerbsarbeit. Es kann wohl kaum bezweifelt werden, dass die Pflege von Angehörigen, die tägliche Reproduktion vom Waschen, Bügeln, Einkaufen, Kochen bis zur Hausreinigung — dass dies alles Arbeit ist. Andererseits aber gilt ihre Bewertung unter finanziellen Aspekten nur der Erwerbsarbeit.

Anders gesagt: Es gibt viel Arbeit ohne Einkommen, aber es gibt nur wenig Einkommen ohne Arbeit, sehen wir einmal von denjenigen ab, die im Besitz von hohen Vermögensständen sind und allein vom Gewinn bringenden Spiel ihres Kapitals leben können. Einkommen ohne Arbeit bewegt sich in der Regel am Existenzminimum und heißt ja auch nur „Hilfe zum Lebensunterhalt".

Die Frage, die sich nun erhebt, ist: Was sind die Kriterien dafür, dass Arbeit in den Rang der bezahlten Erwerbsarbeit tritt? Wer bewertet nach welchen Maßstäben, ob Arbeit als Erwerbsarbeit definiert wird?

A. Die Mühsal

Eine geläufige Antwort meint, es sei die Mühsal, die körperliche Anstrengung, die Arbeit zur bezahlten Erwerbsarbeit macht. Demnach wäre jene Arbeit die Tätigkeit, die sich im Bereich der Notwendigkeit bewegt und wegen ihres mühevollen Zwangscharakters zur Entlohnung ansteht. Es ist offensichtlich, dass damit Arbeit einen gewissen negativen Beigeschmack erhält. Profan kommt das in einem Satz wie „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen" zum Ausdruck. Traditionsgeschichtlich wurzelt diese negative Bewertung von Arbeit im alten Griechenland. Arbeit galt hier grundsätzlich als Ausdruck von Unfreiheit, die je nach dem Grad des körperlich geforderten Einsatzes die Lebensbedingungen prägte. War beispielsweise dem Bildhauer das Recht zur Wahl, also das Bürgerrecht der Polis, verwehrt, so wurde dem Maler, weil er weniger Mühe auf seine Arbeit verwenden musste, dasselbe zugestanden (Arendt).

Dass körperlich harte Arbeit in der Regel geringer bezahlt wird als beispielsweise die Tätigkeit eines Hochschulprofessors, mag seine Wurzeln noch in dieser Verpönung des körperlichen Einsatzes haben. Andererseits aber scheint Arbeit wirklich ihrem Begriff alle Ehre zu machen, wenn jemand hart arbeitet, für drei arbeitet, Arbeit sein Leben war. Das ist auch ein Indiz dafür, dass „echte Arbeit" ihre Wertschätzung vielfach durch den extremen Einsatz körperlicher Kräfte erfährt.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle einen kurzen Exkurs. Dass Arbeit geradezu zwangsweise den Charakter der Mühsal annimmt, wird gelegentlich mit dem Verweis auf biblische Tradition begründet. Im 1. Buch Mose, Kap. 3, jenem sog. 2. Schöpfungsbericht, in dem als Folge der gewählten Freiheit, vom Baum der Erkenntnis zu essen, der Ausschluss aus dem Paradies erfolgt, wird jener wirkungsgeschichtlich folgenreiche Satz an den Mann gerichtet, der lautet: „Mit Mühsal sollst du dich von ihm (dem Acker) nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen."

Nun sei aber gleich hinzugefügt, dass dies nur eine Art der biblisch beschriebenen Arbeit ist, daneben gibt es die Arbeit des Bebauens und Bewahrens, wie sie schon im Paradies zu leisten war, und eine Reihe von anderen Aspekten, die deutlich machen, dass Arbeit zu einem selbstverständlichen Bestandteil des alltäglichen Lebens gehört.

Ich will nur kurz, und ohne auf die exegetischen Feinheiten einzugehen, erwähnen, was es mit dieser Stelle auf sich hat. Sie ist geschrieben zu einer Zeit, in der der große Teil der Bevölkerung Israels durch harte und mühevolle Arbeit als Bauern und Kleinviehzüchter in der sengenden Sonne Palästinas den Lebensunterhalt bestreiten musste. In dieser Situation waren die geistigen Größen damaliger Zeit selbstverständlich bemüht, die Lebensverhältnisse ihrer Zeitgenossen zu reflektieren.

Die entscheidende Frage, die im Hintergrund jenes sog. 2. Schöpfungsberichtes steht, ist die: Wie kam es eigentlich dazu, dass unsere Lebenssituation so ist, wie sie ist? Das heißt, die Erzählung vom sog. Paradies und vom sog. Sündenfall ist eine Erklärungsgeschichte, die beschreiben will, aus welchen Gründen und auf welche Weise die Menschen zu den Lebens- und Arbeitsverhältnissen kamen, die die Verfasser dieser Geschichte in ihrer Zeit wiederfanden. Mit anderen Worten: Diese Sätze wollen erklären, warum die Arbeit so ist, wie sie ist, aber sie wollen nicht normieren: So muss Arbeit immer sein. Ich könnte auch sagen „Nicht die Arbeit an sich steht unter Fluch oder Segen, wohl aber deren Bedingung", wie die Menschen damaliger Zeit sie erlebten (Ebach, RGG). Und dass Arbeit so ist, hart, mühsam und mit Schweißtropfen versehen, das war für die bäuerliche Kultur der damaligen Zeit tagtäglices Erleben.

Leider hat es in der Kirchengeschichte eine folgenschwere Wirkungsgeschichte dieses Textes gegeben, nach der die mühsame Arbeit als demütig zu ertragender Fluch Gottes anzunehmen und jeder Müßiggang nur lasterhaftes Einfallstor der Sünde sei. Aber nochmals: Was damals zur Zeit der Abfassung der sog. Schöpfungsgeschichte die Menschen bewegte, war die Frage: Warum ist es so, dass unsere Arbeit so hart und mühsam ist? Es war nicht die Frage, warum muss es allezeit so sein?

Wäre nun der körperlich geforderte Einsatz, die Mühsal, wie es im 1. Buch Mose heißt, zumindest ein Kriterium dessen, was Arbeit zur Arbeit macht, müsste die Hausarbeit ohne Zweifel in den Status der bezahlten Erwerbsarbeit rücken. Und umgekehrt würde das Diktieren von Briefen, die Vorstandssitzung eines Unternehmens, das Unterrichten von Schülern oder das alltägliche politische Geschäft nicht die Chance haben, als Arbeit durchzugehen, denn diesen Tätigkeiten fehlt der harte körperliche Einsatz.

Allein die Tatsache, dass die Mühsal der Ackerarbeit, von der in Gen 3 die Rede ist, hier zu Lande allenfalls noch 4% der erwerbstätigen Bevölkerung zu leisten haben, und das in hoch technologisierten Agrarbetrieben, in denen die Arbeitsprozesse nicht immer so schweißtreibend sind wie zur Zeit des Alten Testaments, der Hebräischen Bibel, beschrieben wird, macht vollends eine Übertragung der biblischen Erfahrungen obsolet und erst recht eine Definition der Arbeit durch ihre körperliche Mühe.

B. Die Produktivität

Wenn es also nicht die Mühsal ist, die eine Tätigkeit in den Rang der Erwerbsarbeit versetzt, was ist es dann? Nun. So mögen manche antworten: Es ist die Produktivität. Aber was heißt das? Laut ökonomischer Definition wird Produktivität immer in Geldwert ausgedrückt und ergibt sich aus der Multiplikation von drei Faktoren:

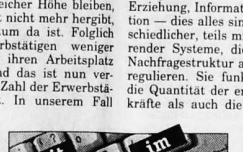
1. Dem, was in einer Arbeitsstunde eines Arbeitnehmers/einer Arbeitnehmerin umgerechnet in Geldwert geschaffen wird. Das ist die sog. Stundenproduktivität (also der durchschnittliche Ertrag pro Arbeitsstunde);

2. der Jahresarbeitszeit pro Erwerbstätigen und

3. der Zahl der Erwerbstätigen.

Ein Beispiel zur Verdeutlichung: 100 Erwerbstätige eines Betriebs arbeiten 220 Tage im Jahr, 8 Stunden täglich. Das entspricht einer Jahresarbeitszeit von 1760 Stunden pro Erwerbstätigem. Sie erzeugen alle zusammen dabei einen Produktionswert von 5000000 DM. Das ergibt umgerechnet eine Stundenproduktivität von 28,41 DM und einen Produktionswert von 50000 DM pro Erwerbstätigen pro Jahr (28,41 × 1760). Steigt nun die Produktivität um 10%, so erzeugen die Erwerbstätigen durchschnittlich nicht mehr 50000 DM, sondern 55000 DM an Produktionswert. Oder anders gesagt: Bei gleicher Arbeitszeit, die geleistet wird, erhöht sich die Gesamtproduktion um 10% und die Arbeit wird mehr wert.

Aber mit welchen Folgen? Gehen wir von dem für die Erwerbstätigen schlechtesten Fall aus, dann steigt zwar die Produktivität der Arbeit, aber die Gesamtproduktion soll in gleicher Höhe bleiben, weil der Absatzmarkt nicht mehr hergibt, m. a. W. kein Wachstum da ist. Folglich müssen alle Erwerbstätigen weniger arbeiten, damit alle ihren Arbeitsplatz behalten, oder — und das ist nun vermehrt der Fall — die Zahl der Erwerbstätigen wird abgebaut. In unserem Fall würden nur noch 91 statt 100 Erwerbstätige benötigt, um dieselbe Arbeitsleistung zu erbringen wie zuvor. Damit ist aber eine Paradoxie angezeigt: Der Wert der Arbeit bemisst sich zumindest im produzierenden Gewerbe in der Tat nach der Produktivität, zugleich ist es gerade jene Produktivität, die den Faktor Arbeit tendenziell überflüssig macht bzw. ihn zu einer schrumpfenden Restmenge degradiert. Die Produktivitätssteigerung der Arbeit für die einen bedeutet den Verlust und die Wertlosigkeit der Arbeit für die anderen. Zugespitzt gesagt: Woran also einerseits der Wert der Arbeit festgemacht wird, das nimmt andererseits der Arbeit ihren Wert.



Wie erwähnt, gilt diese Bindung des Wertes der Arbeit an die Produktivität für den produzierenden Industriesektor, aber ist dies übertragbar auf alle anderen Erwerbstätigen? Wonach bemisst sich die Produktivität eines Hochschulprofessors oder die eines Polizeibeamten, die einer Richterin oder einer Gymnasiallehrerin? Und was ist der Unterschied zwischen der Produktivität eines Lehrers, der eine Klassenarbeit korrigiert, und der Hausfrau oder dem Hausmann, die ihre Kinder in oft mühevoller Geduldsarbeit auf jene Klassenarbeit vorbereiten? Was ist der Produktivitätsunterschied zwischen der Lektüre einer wissenschaftlichen Arbeit und dem Bügeln eines Korbes voll Wäsche — ich könnte sagen: Bei letzterem sieht man wenigstens das Ergebnis.

Fazit: Die Produktivität als Kriterium für die Definition der Arbeit anzusehen greift zu kurz, zumal wir im Zeitalter der zweiten industriellen, mikroelektronischen Revolution immer weniger Arbeit im Industriesektor binden. Der eigentliche Produktivitätsfaktor ist hier nicht die menschliche Arbeitskraft, sondern die hochentwickelte, die menschliche Arbeit zunehmend entbehrlich machende Technologie.

Nun ließen sich noch einige Wertkriterien durchspielen für das, was Arbeit als Erwerbsarbeit qualifiziert, die aber allesamt schnellstens ad absurdum zu führen wären. Etwa die Vorstellung: Der Wert der Erwerbsarbeit liege darin, dass sie Sinn stiftet, oder darin, dass sie dem Gemeinwohl dient. Sosehr es stimmt, dass beides der Fall sein kann, so sehr möchte ich bestreiten, dass das Falten von Verpackungskartons oder der Verkauf von Fastfood-Produkten notwendigerweise Sinn stiftet wie auch, dass der Bau von Autobahnen oder die Produktion von Rüstungsgütern per se dem Gemeinwohl dienen.

C. Das Geld

Deshalb nochmals die Frage: Was macht Arbeit so wertvoll, dass sie mit Geld bewertet wird? Welche inhaltlichen Kriterien definieren Arbeit als Erwerbsarbeit und bringen sie in den Status der Entlohnung?

Ich behaupte: Es gibt diese inhaltlichen Kriterien nicht. Es gibt zumindest keine Kriterien, die allgemein gültig etwas der Arbeit Innewohnendes, also eine bestimmte Eigenschaft der Tätigkeit per se in den Status der Erwerbsarbeit rücken. M. a. W.: Der Wert der Arbeit im Sinne der Erwerbsarbeit wird ihr mit einer gewissen Willkür zugedacht. Er äußert sich nicht in einer verallgemeinerbaren inhaltlichen Qualität der Arbeit selber, sondern in einer nach Marktgesichtspunkten gerade opportunen geldlichen Bewertung.

Natürlich gibt es Leitbilder und Zielvorstellungen unterschiedlicher Marktsysteme, die darüber entscheiden, ob ein bestimmtes Arbeitskraftprofil, eine bestimmte Qualifikation angefordert wird oder nicht. Kundenorientierung, Qualitätssicherung, Produktivitätssteigerung, ökologische Nachhaltigkeit, Bildung und Erziehung, Information und Kommunikation — dies alles sind Schlagworte unterschiedlicher, teils miteinander konkurrierender Systeme, die die Angebots- und Nachfragestruktur auf dem Arbeitsmarkt regulieren. Sie funktionalisieren sowohl die Quantität der erforderlichen Arbeitskräfte als auch die Qualität der Arbeit entsprechend ihren Anforderungen. Aber ihre Kapazität der Arbeitsplatzbindung unterliegt einer stetigen Dynamik. Sie macht die Verlässlichkeit, mit einer bestimmten inhaltlichen Qualifikation des einmal erlernten Berufes langfristig eine Erwerbsarbeit zu erhalten, zunichte.

Was heute noch im Status von Erwerbsarbeit steht, kann schon morgen auf der Werteskala als unnütz, überflüssig oder durch technologische Innovationen als ersetzbar angesehen werden. Der Informativer von gestern ist der potenzielle Arbeitslose von morgen. Für die gelernte Bibliothekarin wird die Rationalisierung durch Internetsurfen zur Arbeitsplatzbedrohung. Ein neues Kindertagesstättengesetz führt zur Arbeitslosigkeit von Tausenden von Erzieherinnen. Die Automatisierung beispielsweise in der Textilbranche hat schon längst den Berufsstand der Bandwirker ausgelöscht.

Mit einer rasanten Schnelllebigkeit werden ständig Entscheidungen darüber getroffen, welche Arbeitskraftprofile monetär betrachtet als wertlos erscheinen und welche nicht. Die Folge ist, dass wertvolle Fertigkeiten, Qualifikationen als wertlos erachtet zum Brachland des sog. Humankapitals werden.

Diese Unübersichtlichkeit, wenn nicht gar Willkür in der Entwertung und Neubewertung menschlicher Arbeitskraft, wird immer noch hartnäckig von der Überzeugung geleitet, dass der Markt langfristig die Harmonie von Angebots- und Nachfragestruktur des Faktors Arbeit regelt. Mag sein, dass dies auch die Philosophie so mancher Manager und Unternehmensleitungen ausmacht, die damit ihrer Verantwortung angesichts der Entlassung von großen Teilen ihrer Belegschaft entledigt sind. Sie verweisen auf den Markt wie auf eine allmächtige Größe, die allen zur rechten Zeit einen guten Platz anweist.

Und in der Tat haben wir ja in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte eine zwanzigjährige Bilanz näherungsweiser Vollbeschäftigung vorzuweisen, die dies zu bestätigen scheint. Sie gibt offenbar zwei theoretischen Denkern Recht.

Zum einen dem Argument von Adam Smith, dass der Markt und seine Dynamik quasi zeitlos und im Sinne einer ökonomischen Gesetzmäßigkeit auch unter veränderten Bedingungen stets zum Wohl des Einzelnen beiträgt. Dieser unter dem Stichwort „freies Spiel der Kräfte" bekannte Gedanke von der Selbstregulierung des Marktes impliziert ja noch eines, nämlich die These, dass dieses freie Marktspiel selbstlaufend zur Wohlstandsmehrung eines jeden Menschen beiträgt.

Dieser Ideologie allgemeiner Wohlstandsvermehrung durch die ungefesselte Freiheit wirtschaftlicher Kräfte hat im Übrigen der Theologie beispiellose Konkurrenz gemacht. Es gibt nämlich seitdem keine Disziplin, die so intensiv zu Glaubenssätzen greift wie die Ökonomie.

Zum anderen ist es der englische Philosoph John Locke, der die These aufgestellt hat, dass Arbeit ihren Wert besonders darin zeigt, dass sie Eigentum mehrt. Ich zitiere: „Das Maß des Eigentums hat die Natur durch die Ausdehnung der menschlichen Arbeit ... festgesetzt." Auch dieses Argument scheint sich in der Nachkriegszeit zu bestätigen, denn die Reichtumsvermehrung in Westdeutschland in den vergangenen Jahrzehnten ist wohl historisch beispiellos.

Jene theoretische Fundierung lässt ihre Anhänger natürlich geneigt sein, die gegenwärtige Arbeitsmarktkrise herunterzuspielen und sich der tieferen Nachdenklichkeit über den Wert der Arbeit zu entziehen. Wer die Krise der Arbeit nur als Folge mangelnder Gestaltungsfreiheit unternehmerischer Möglichkeiten begreift, wer staatliche Regulierungen und Interventionen als die eigentliche Ursache der Arbeitsmarktkrise betrachtet, wer also unter diesem neoliberalistischen Vorzeichen von einem geradezu blinden Vertrauen auf die Selbstheilungskräfte des Marktes getragen ist, der wird nicht nachzudenken haben über den Wert der Arbeit, über den gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen Wert von Haus- und Reproduktions-, Gemeinwohl-, Bürger- und Erwerbsarbeit. Der wird dies alles als unnütze Fantasterei abtun. Denn der weiß ja immer schon, dass Vollbeschäftigung, bezahlte Arbeit für alle ein erfüllbares Ziel ist, wenn nur der Staat den Unternehmen mehr Freiheit lässt. Der sieht keinen Grund für eine tiefer gehende sozialethische Debatte.

Anders gesagt: Nur wer realisiert, dass die gegenwärtige Krise eine Markt- und Strukturkrise des Faktors Erwerbsarbeit ist, wird sich radikaleren Fragen und Infragestellungen zuwenden. Der wird fragen, ob das unbegrenzte Vertrauen in die makroökonomische Harmonie noch haltbar ist. Der wird neu danach fragen, welche Arbeit wir im Dienste einer zukunftsfähigen Gesellschaft brauchen, welche Tätigkeiten als so wertvoll und wichtig anzusehen sind, dass sie eine finanzielle Grundsicherung nach sich ziehen müssen, ob sie nun als Erwerbsarbeit deklariert sind oder nicht. Der wird fragen, wie Arbeit, solange sie solitäre Einkommensquelle ist, umverteilt werden muss, damit gerechtere und solidarischere Strukturen von Arbeit und Einkommen realisierbar sind. Und der wird fragen, welche Formen der Entkopplung von Arbeit und Einkommen wir brauchen. Bevor wir überhaupt in der Lage sind, Strategien zur Beseitigung der Arbeitsmarktkrise zu entwickeln, muss es darum gehen, die richtigen Fragen zu stellen. Das scheint weitgehend ein Tabu in der öffentlichen politischen Diskussion zu sein.

Die Logik der gegenwärtigen ökonomischen Praxis wartet mit einer enormen Hochbewertung des Faktors Erwerbsarbeit auf. Die Erwerbsarbeit ist die Bemessungsgrundlage für gesellschaftlich erbrachte Leistung. Sich Zugang zu ihr zu verschaffen, so die Logik, ist jedem und jeder freigestellt, um sich einen Anspruch zu sichern für entsprechende Versorgung im Invaliditäts- oder Krankheitsfall oder in späteren Jahren in Form einer angemessenen Altersversorgung. Sie entscheidet nahezu monopolistisch über Einkommen und soziale Anerkennung, Macht und Privilegien, Qualifizierung und Zeitstrukturierung, Zukunftssicherung, Lebens- und Familienplanung. Die Folge ist offensichtlich: Je mehr die Erwerbsarbeit zu einem knappen Gut wird, desto höher wird ihr Wert, wie bei allen Gütern, die knapp sind.

Was uns in dieser Republik aber nun seit zwei Jahrzehnten mal mehr, mal weniger umtreibt, ist der Tatbestand, dass diese Logik schwere Einbrüche zu verzeichnen hat, die ihre Grundlagen eigentlich in Frage stellen müssten. Die Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage des Faktors Arbeit verwehrt derzeit über vier Millionen Menschen den Zugang zu diesem Markt. Zu dieser Zahl gesellen sich andere: 1 bis 1,5 Millionen nicht registrierte Arbeitslose, Menschen also, die zwar erwerbsorientiert, allerdings von keinem Arbeitsamt als Arbeitslose registriert sind, überwiegend Frauen; 1 Million Menschen in öffentlich geförderten arbeitsmarktpolitischen Programmen; ca. 5 Millionen Menschen — bis vor kurzem — in prekären Beschäftigungsverhältnissen, also 630-DM-Jobs o. ä.; 2,7 Millionen Arbeitnehmer(innen) in Frühverrentung (Zahl 1996), eine niedrige Frauenerwerbsquote bei steigender Erwerbsorientierung von Frauen und schließlich 10 bis 15% des Bruttoinlandsprodukts, die durch Arbeit jenseits des Arbeitsmarktes, also in Schwarzarbeit, erbracht werden. Mit anderen Worten: Der Arbeitsmarkt lässt viele vor seinen Toren stehen, die nach Zugang suchen.

Ich fasse zusammen: Was Arbeit zur Erwerbsarbeit macht, ist als inhaltliche Eigenschaft jener Arbeit nicht definierbar. Sowohl Produktivität als auch Mühsal, Sinnstiftung als auch Gemeinwohlorientierung, ökologische Destruktivität als auch Stumpfsinn — dies alles sind Attribute menschlicher Arbeit, die sowohl im Rahmen bestehender Erwerbsarbeit als auch im Bereich sonstiger Arbeit anzutreffen sind. Der einzige Unterschied zwischen beiden ist: das Einkommen, das allein der Erwerbstätigkeit zukommt.

Erwerbsarbeit definiert sich letztlich durch eine Entgeltregelung für die erbrachte Leistung. Wer auf Grund welcher Qualifikation, Fertigkeit, Begabung, körperlicher Konstitution, Intelligenz usw. in den Genuss der Erwerbsarbeit kommt, bleibt dem freien Marktgeschehen und der Initiative des Einzelnen weitgehend überlassen. Tatbestand ist, rein quantitativ hat dieser Markt nicht für alle Platz, die in ihm mitwirken wollen. Zugleich wird die Erwerbsarbeit aber als das Eingangstor für gesellschaftliche und soziale Anerkennung und Teilhabe begriffen.

Dies ist schlichtweg gesagt Ausdruck einer strukturbedingten Ungerechtigkeit, die viele Gesichter hat:

Sie überlässt Tausende von Jugendlichen mit Zukunftsplänen ihrem eigenen Schicksal uneingelöster Berufspläne und treibt sie in die innere Emigration, ohne die Chance zu erfahren, welches Maß an Anerkennung, sozialer Teilhabe, Sinnstiftung und Lebensorientierung Arbeit im Sinne der Erwerbsarbeit vermitteln kann.

Sie degradiert 40-jährige Arbeitnehmer(innen) als für den Arbeitsmarkt zu alt für Umschulung, einen beruflichen Neuanfang und stempelt sie als für den Arbeitsmarkt unbrauchbare Subjekte ab, ein Phlegma, dessen Ursache sie vielfach bei sich selber suchen, statt es als Unzulänglichkeit der Strukturen zu entlarven.

Sie versperrt Tausenden von Frauen den Zugang zu eigenem, selbstständigem Verdienst und entsprechender Lebensgestaltung. Das sind Frauen, die diesen Zugang aus finanzieller Notwendigkeit des notwendig gewordenen Zuverdienstes suchen oder die aus verständlichen Gründen ihre Berufsausbildung nicht als Intermezzo patriarchal geprägter Toleranz begreifen wollen.

Sie wickelt Millionen von „Mitfünfzigern" als Vorruheständler ab, entreißt sie zum Teil unfreiwillig einem bis dato erfüllten Arbeitsalltag und lässt überdies ihr Kapital an Erfahrung, Sachkompetenz und Urteilsvermögen unverwertet brach liegen.

Sie schafft insgesamt ein Klima der Depression, verschärft politischen Verdruss, gebiert soziale Spannungen und sorgt für tausendfach unbeachtete Sinnentlehrung, Frustration und Verlust an Selbstwertgefühl.

Diese Ungerechtigkeit schafft noch etwas: Sie isoliert ihre Opfer, befreit gerade nicht zu dringend gebotener Solidarität, kreiert stattdessen versteckte Nischen der krampfhaften Mühe zur Aufrechterhaltung der eigenen Würde. Sie lähmt und nährt die Defensive, statt als gemeinsamer Aufschrei einer breiten Masse von mehr als fünf Millionen Stimmen hörbar zu werden. (...)